



# Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 3.

Wiesbaden, den 17. Oktober 1915.

4. Jahrgang.

## Inhaltsangabe:

„Zu Emanuel Geibels 100. Geburtstag (17. Oktober 1915). — „Heroldrufe“, von E. Geibel. — „Heinz“, Erzählung von Sophie von Ubelung. — „Die alleinstehende Frau“, von H. Arnold. — „Pflichtvergessen“, von J. C. Martin. — „Bilderbogen fürs Haus“. — „Eustige Ede“.

## Zum Geleite.

Die Uebergengung gilt es zu nähren, daß in jede Page des Lebens eine bestimmte Tätigkeit von uns gefordert wird und wir nur insofern etwas gelten, als wir den Bedürfnissen anderer auf eine regelmäßige und zuverlässige Weise entgegenkommen. Goethe.

## Zu Emanuel Geibels hundertstem Geburtstag.

(17. Oktober 1915.)

In einem Buche „Der Dichter Dornenweg“ hat jüngst einer versucht, die Leidensgeschichte der Herrscher im Reiche der Schönheit zu schreiben. Einer steht wohl nicht in dieser Klasse: Emanuel Geibel. Selten ist ein Dichterleben so sehr eitel Glück gewesen, wie das seinige. Soweit ein Menschen-dasein frei von innerem und äußerem Ungemach sein kann, war es dasjenige Geibels. Und sein Leben wurde von Glücksumständen so sehr erhöht, wie er's nur immer träumen mochte. Sogar die Stunde, in der sich sein Geburtstag zum hundertstenmal jährt, ist noch solch ein Glücksfall. Sein verblichener Ruhm erhält durch das große Erleben dieser Tage, mit dem der Herold des Reiches, der er durch seine patriotischen Gesänge geworden, eng verknüpft ist, neuen Glanz.

Und doch ist gerade Geibel der beste Beweis dafür, daß es für den Dichter das schwerste Schicksal ist, ohne Schicksal zu sein. Nur in Kämpfen kann sich die Persönlichkeit stark und eigentümlich ausbilden. Seinem Leben aber blieb aller Kampf fern. Ostern 1834 verließ der Sohn des reformierten Pfarrers in Lübeck die Schule als Primus, und er blieb sein ganzes Leben hindurch bis zu seinem fürstlichen Begräbnis mühelos der Primus aller. Der junge Student sah sich durch die Veröffentlichung seiner ersten Gedichte in Chamisso's Musenalmanach bald in den Verkehr mit den besten Geistern gestellt. Dann brachte das Schicksal seiner Sehnsucht nach dem klassischen Himmel Griechenlands bereitwillig und unerwartet durch Bettina Armin, die ihm die Hauslehrerstelle bei dem russischen Botschafter in Athen verschaffte, die Erfüllung. Dem Heimkehrenden nahm eine Pension des preußischen Königs die Sorge für die Zukunft ab. 1852 kam dann die Berufung nach München, die zu seinem Dichterruhm den äußern Glanz von fürstlicher Gunst bestrahlte, führender Stellung hinzufügte. Als dann nach 1866 seine politischen Anschauungen zu einem Konflikt mit dem süddeutschen Partikularismus führten, ernannte ihn

seine Vaterstadt zum Ehrenbürger, und der König von Preußen stellte sein Alter in glänzender Weise sicher. 1870 aber brachte ihm die höchste Erfüllung: die Verwirklichung seines Traumes von der deutschen Einheit. Ihm blieb wahrhaft nichts zu wünschen übrig, wenn es nicht dies eine gewesen wäre: Kampf und starke, erschütternde Erlebnisse.

Der Mangel an starkem, innerem Erleben ist es, der Geibels Dichtung kennzeichnet und sie für uns Heutige so uninteressant macht, bei aller Bewunderung für seine überragende formale Begabung. Sein Dichten steht nicht in der Notwendigkeit des Menschentums, der Persönlichkeit. Geibel hat kein bedeutendes Eigenleben und erlebt wesentlich noch einmal, was andere vor ihm gelebt und geformt. Er dichtet Gedichtetes sozusagen noch einmal; sucht den Bestand unserer Lyrik noch einmal in sich zusammenzufassen und den seelischen Worten, die in ihr geborgen sind, eine letzte, allgemeingültige Formung zu geben. Alles menschlich Eigenartige, eigentümlich Bewegte ist ganz ausgelöscht und einem klassizistischen Schönheitsbegriff zum Opfer gebracht. Seine Kunst ist sorgfältig gepflegte Anthologienpoesie, allerdings von edler Art, aber ohne innere Eigenart. Der Schöpferdrang Geibels kommt nicht von Innen her, sondern wirkt von außen als formalistischer Bildnertrieb. Als Formalist ist er eine letzte Höhe der Kunstübung. Aber er ist Epigone. In einer Zeit, die selber epigonisch fühlte und ohne „großen Puls“ war, mochte man sich an der Glätte und Vollendung seiner Gebilde erfreuen. Wir, von stärkeren Erlebnissen geschüttelt und neuen Entwicklungen zutreibend, ertragen soviel temperierte, ausdruckslose Schönheit nicht mehr. Solches Sonntagsdichtertum läßt uns kühl. Gerade die persönliche Lyrik Geibels wird von diesem Urteil getroffen. Ihr fehlt das Geheimnis; der Blutsrom, das eigentümliche Fluidum warmen Erlebens, wodurch das Gedicht erst zum Gedicht wird. Welch ein Dichter aber Geibel hätte werden können, wenn sein menschliches Er-

leben stärker gewesen wäre, zeigt er dort, wo er von einem Stoffe wirklich gepackt wird; in ein paar seiner Balladen und in seiner patriotischen Lyrik. Hier reißt ihn die Größe der Dinge zu eigener Größe empor, und er offenbart in Haltung und Ausdruck eine Männlichkeit, die ihm sonst fremd ist. Und wenn Geibel im Gedächtnis der Nachwelt fortlebt, so tut er's lediglich als der Sänger und Prophet des Reiches.

Ueber Geibels Geburtsstunde steht der Stern der Schlacht von Leipzig. Das Gedächtnis jenes großen Tages jährte sich zum zweitenmal, als Geibel in der Nacht vom 17. zum 18. Oktober geboren wurde. Und der Geist dieser Stunde hat ihn gesegnet. Geibel hat mit Deutschland gelebt, gelitten und am Tage der Erfüllung jubelt, wie kaum ein anderer unserer Dichter. Seine patriotischen Gefänge sind Schwert und Flamme. Hier reißt er alles an Kraft aus sich heraus, was in ihm war. Seine Stimme wird Jörn und Klage und anfeuernder Schlachtruf. „Und wenn die Not nicht Eisen bricht, das Eisen bricht die Not“, ruft er schon in den „Juniusliedern“. „Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel“. Und er läßt nicht nach, zur Einigkeit zu mahnen und die große Tat emporzurufen, durch die deutsche Art und deutsche Wesen wieder Geltung in der Welt gewinnt. Deutschland war Geibels große Liebe, der er über allem Streit und Widerstreit, in Not und Kummer, in Kampf und Sieg treu blieb. „Wohl kämpfen wir auch für das Neue; um's Freiheitsbanner dichtgeschart, so stehn auch wir; doch aufbewahrt aus alter Zeit blieb uns die Treue“, ruft er 1842 Georg Herwegh zu. Dreißig Jahre deutscher Geschichte spiegeln sich in Geibels vaterländischen Gedichten wieder; dreißig Jahre der Herrissenheit und schmerzvollen Kreisens. Mit Trauer und Bitterkeit sieht er auf die Zustände, die das Vaterland daniederhalten, die unheilvollen Parteinagen: „Ich sah ein Volk von Innen, das ohne Weisheit fuhr, und mit verworrenen Stimmen hinschwärmte durch die Flur“, und der Ruf nach dem Meister, der Deutschland, „wie die Sehnsucht edler Geister ahnungsvoll es längst geschaut“, neu errichtet, wird immer dringender, bis Geibel 1870 mitten in seinem Volke, als der erkorene Herold, als die drohende Stimme des geeinten Willens steht.

Geibel hat sich manches harte Urteil gefallen lassen müssen. Die Phrase vom „Bachfischdichter“, die auf seine frühen Gedichte gemünzt wurde, blieb ihm anhaften, wie sehr er auch größeren Zielen zustrebte und wie weit er auch, im Rahmen des ihm Gegebenen, seine Anfänge hinter sich ließ. Gerechtigkeit wird die sprachlichen und formliche Vollendung seiner Lyrik hoch anerkennen müssen, allerdings ohne den Mangel an Persönlichkeit verschleiern zu wollen. Am ehesten kann man das Urteil annehmen, das er über sich selber fällt: „Goethe stand als bahnbrechender Genius am Anfang einer glänzenden Epoche, in frischester Ursprünglichkeit und die verschiedenen Tonarten lediglich aus eigener Fülle schöpfend: Ich bin der Letzte einer langen Reihe bedeutender Lyriker, der, wenn auch bei eigentümlich gefärbter Individualität, doch nur die Töne seiner Vorgänger noch einmal in gediegenster und durchgebildeter Form zusammenfaßt.“ Er ist ein Ausklang und ein Abklang; Höhe und Verfall zugleich. Sein Unglück war; er brauchte nicht zu erwerben, sondern durfte einfach nehmen. Das Geschick hatte es zu gut mit ihm gemeint. So entwidelte er, im Reichthum der Vergangenheit sitzend, nicht die Kraft zu neuen, eigenen Bereicherungen. Sein Leben war zu mühe-los; sein Dichten zu sehr Spiel und Schimmer.

Um so höher aber ist es zu erachten, wie er seinen Reichthum in den Dienst des Vaterlandes stellte und ihn hier im großen Sinne fruchtbar machte. Geibels persönliche Lyrik in ihrer wohlgezogenen Schönheit der Form sagt uns gar nichts mehr. Seine politische Dichtung aber wirkt zündend auch noch in den neuen Tag hinein. Als der Herold des Reiches am 6. April 1884 starb, durfte Deutschland ihn wohl wie einen seiner Großen bestatten.



## Heroldsrufe.

Von Emanuel Geibel.

Ein Psalm wider Babel.

Juli 1870.

Nun ist geschürzt vom Bösen  
Der Knoten also fein,  
Kein Rat mehr kann ihn lösen,  
Er muß zerhauen sein.

Ihr habt verworfen den Frieden,  
Den treuer Sinn euch bot,  
So soll euch sein beschieden  
Streit und Jammer und Not.

Den ihr, bekränzt die Schläfen,  
Gebraut, den Greueltrank,  
Bis auf die letzten Hefen  
Sollt ihr ihn leeren zum Dank.

Loßsingt nur eurem Götzen  
In frechem Gaukelspiel!  
Der Herr wird kommen und sehen  
Dem wüsten Mauth ein Ziel!

Sein Odem Sturm des Krieges,  
Der die Heerscharen fest,  
Sein Schwert ein Schwert des Sieges,  
Das allen Frevel schlägt.

Finster wird sein die Erde  
Und der Himmel voll Blut,  
Bis an die Bäume der Pferde  
Steigen wird das Blut.

Die Ströme werden weichen  
Aus ihren Ufern zur Frist,  
Weil mit Schutt und Reichen  
Ihr Bett verdammet ist.

Es wird zertrümmet der Häuser  
Die Stätten, da ihr sitzt,  
Daß durch die krachenden Dächer  
Hochauf die Lobe spritzt.

Und Heulen wird sein auf den Gassen  
Und Hunger Haas bei Haas,  
Indes die Wölfe praffen  
Und die Geier am Schmaus.

Das aber mag nicht enden,  
Bis ihr dem Lügengeist  
Abschwört und von den Lenden  
Das Kleid der Hoffart reißt;

Bis ihr in Neu', vernichtet,  
Aus eurem Herzeleid  
Zum Herrn, der euch gerichtet,  
Um Gnad' und Sühnung schreiet.

Erst wenn aufs Knie gebogen  
Ihr euch belannt zur Schuld,  
Wird er der Bornstut Wogen  
Berrinnen lassen in Schuld.

Sanktfluchtend auf der Wolke  
Mag dann der Wogen stehn,  
Und am zerfallenen Wolke  
Barmherzigkeit geschehn.

Dann mag verwandelt werden  
Das Schwert zum Palmenzweig,  
Und Friede wird sein auf Erden,  
Und kommen wird das Reich.

\*

Deutsche Siege.

August 1870.

Dabt ihr in hohen Lüften  
Den Donnerdon geschört  
Von Forbach aus den Klüften,  
Von Weißenburg und Würth?

Wie Gottes Engel jagen  
Die Boten her vom Krieg:  
Drei Schlachten sind geschlagen,  
Und jede Schlacht war Sieg.

Preis euch, ihr tapfern Bayern,  
Stahlhart und wetterbraun,  
Die ihr den Wüstengeiern  
Buerk gestuht die Klau'n!  
Mit Preußens Nar zusammen  
Wie trübet ihr dem Tod,  
Hoch über euch in Flammen  
Des Reiches Morgenrot!

Und ihr vom Gau der Katten,  
Und ihr vom Neckarstrand,  
Und die aus Waldeshatten  
Thüringens Höhn gelandt,  
Ihr bracht, zum Keil gegliedert,  
Der Prachtschwader Stob;  
Traun, was sich so verbrüderet,  
Das läßt sich nimmer los.

Und die ihr todverwegen,  
Von Leichen rings umtürmt,  
Im dichten Eisenregen  
Den roten Fels erstürmt,  
Wo blieb vor euch das Pochen  
Auf Frankreichs Waffenruh?  
Sein Zauber ist gebrochen,  
Nachbricht das Kaisertum.

So sitzt denn auf, ihr Reiter,  
Den Hossen gebt den Sporn,  
Und tragt die Losung weiter:  
Die Gott und deutscher Born!  
Schon lieh der Wolf im Garne  
Ein blutig Stiefel vom Blied,  
Die Maas hindurch, die Marne,  
Auf, best ihn bis Paris!

Und ob die wunden Glieder  
Mit der Verzweiflung Kraft  
Er dort noch einmal wieder  
Empor zum Sprunge rafft:  
Dich säckert nicht mehr sein Rasen,  
O greißer Heldenfürst!  
Laß die Pofannen blasen,  
Und Babels Feste hirt.

Der feigen Welt zum Reide  
Dann sei dein Werk vollführt.  
Und du, nur du entscheide  
Den Preis, der uns gebührt!  
Es tritt mit uns im Gliede  
Kein Freund, als Gott allein,  
So soll denn auch der Friede  
Ein deutscher Friede sein.

\*

#### An der Mosel.

August 1870.

Wo der Mosel dunke Wellen  
Um ihr felsig Ufer schwellen,  
Schweigt zum drittenmal die Schlacht,  
Und die feuchten Winde tragen  
Lobgesang und Totenklagen  
Fernverhallend durch die Nacht.

Unsrer Siegesbanner wogen,  
Doch die Bahn, die sie durchflogen,  
Ist von teurem Blute rot;  
Wo der Eisenregen sprühte,  
Sank in Garben, ach, die Blüte  
Unsrer Jugend in den Tod.

O wie viel verwaisete Herzen  
Nennen euch hinfort mit Schmerzen,  
Mars la Tour und Gravelotte!  
Bleiche Frau, zum Tod bekümmert,  
Bräute, deren Glück zertrümmert,  
Greise Mütter, tröst' euch Gott!

Aber euch, ihr treuen Toten,  
Sei der Brüder Schwur entboten,  
Born'ge Tränen rinnen drein:  
Nimmer soll, das ihr vergossen,  
Euer Blut umsonst geflossen,  
Nimmer soll's vergessen sein!

Eures heil'gen Willens Erben  
Schwören wir auf Sieg und Sterben,  
Treu zu stehn in Nacht und Schlacht:  
Keiner soll der Last gedenken,  
Noch das Schwert zur Scheide senken,  
Bis das große Werk vollbracht:

Bis des Erbfeinds Trub vernichtet,  
Bis das Bollwerk aufgerichtet,  
Das die Zukunft schirmt der Welt,  
Und mit rauschendem Gefieder  
Ueber euren Gräbern wieder  
Deutschlands Nar die Grenzwaht hält.

\*

#### Trinkspruch

am 26. Oktober 1870.

Stoht an im Saft der besten Neben!  
Stoht an: Land Mecklenburg soll leben,  
Land Mecklenburg mit Schwert und Pflug!  
Die Perle gab es uns der Frauen  
Und jenes Paar mit greisen Brauen,  
Das unsres Ruhmes Schlachten schlus.

Schon walt sie längst im Paradiese,  
Die hohe Königin Luise,  
Die Deutschlands starken Dort gebat,  
Doch flammend steht's in tausend Herzen,  
Wie sie zur Zeit der Schmach und Schmerzen  
Der Engel ihres Volkes war.

Und wollt ihr nach den Seldem fragen:  
Vom Marschall Vorwärts laßt euch sagen,  
Dem blankiten Schwert des Vaterlands;  
Die Welt durchhallten seine Siege,  
Doch nie zu Kottok seiner Wiege  
Bergab der Greis im Lorbeerkrans.

Den andern kennt ihr auch, den Alten,  
Der hoch und ernst, die Stirn in Falten,  
Ein Hüter wacht an Preußens Thron,  
Das ist des Kriegsgotts Wagenlenker,  
Das ist der klühe Schlachtenlenker,  
Der Schweizer Mottke, Pothins Sohn.

Drum stoht im Saft der besten Neben,  
Stoht an: Land Mecklenburg soll leben,  
Land Mecklenburg mit Schwert und Pflug!  
Die Perle gab es uns der Frauen  
Und jenes Paar mit greisen Brauen  
Das unsres Ruhmes Schlachten schlus.

\*

#### Der Ulan.

Oktober 1870.

Frühmorgens um vier, eh' die Säbne noch krähn,  
Da sattelt sein Ros der Ulan  
Und reitet, den Feind und das Land zu erspähn,  
Den Waffengenossen voran.

Siniast er durchs Blachfeld und virstcht durch den Dorst,  
Doch flattert sein Fähnlein im Wind,  
Und er lugt von der Höb', wie der Falke vom Dorst,  
Und wählt sich die Strabe geschwind.

In das sonnige Städtchen da sprenat er hinein,  
Am Rathhaus hält er in Ruh':  
„Herr Maire, nun schenkt mir vom schäumenden Wein,  
Und ein Frühstück seht mir dazu!“

Und schafft mir die prächtigen Rinder daher,  
Die am Tor auf den Weiden ich sah,  
Und Dafer für zwanzig Schwadronen, Herr Maire,  
Denn die Preuken, die Preuken sind da.“

Sei lustige Streife! Sei köstlicher Ehers,  
Wenn der Maire seine Bücklinge macht!  
Doch freudiger wächst dem Manen das Herz,  
Wenn die Schlacht durch die Ebene tracht:

Wenn die Bügel verhängt und die Lans' in der Faust,  
Das Geschwader mit stiebendem Duf  
Auf den eisernen Rechen des Fußvolks braust  
Unter schallendem Hurraruf.

Wohl wein' die Daubigen Verberben und Tod,  
Wohl deckt sich mit Leichen die Bahn,  
Und die Luft wird wie Blei und die Erde wird rot,  
Doch vorwärts stürmt der Man.

Und rinnt auch das Blut von den Schläfen ihm warm:  
Durch Geknatter und Kugelgesaus  
Kühn setzt er hinein in den dichtesten Schwarm  
Und holt sich den Adler heraus.

Und Viktoria schallt's durchs Getümmel herauf,  
Schon wanken die feindlichen Reihn,  
Und das Wanken wird Flucht und die Flucht wird Lauf,  
Der Man, der Man hinterdrein.

Hinterdrein durch den Fluß, wo die Brücke verbrannt,  
Durch das Dorf, das der Bauer verließ,  
Mit Gott für König und Vaterland  
Hinterdrein, hinterdrein bis Paris.

Dort gib't einen Tanz noch im eisernen Feld,  
Bis der Franzmann den Atem verliert,  
Und Wilhelm der Sieger, der eisgraue Held,  
Im Louvre den Frieden diktiert.

Doch wenn dann die blutige Arbeit getan,  
Und die Stunde der Heimkehr erschien,  
Wie reitet so stattlich im Glied der Man  
Am Einzugsstag in Berlin!

Da steht an den Linden die rostige Dirn,  
Und sie jubelt vor Stolz und vor Lust:  
O wie lieb' ich dich erst um die Narb' auf der Stirn  
Und das Eisene Kreuz auf der Brust!



## Heinz,

Erzählung von Sophie von Adelong.

„Christiane!“

Der Knabe starrte in die Finsternis hinein und horchte. Ringsum nächtliche tiefe Stille. Doch jetzt, da klangen aus der offenen Thür des Nebenzimmers tiefe, regelmäßige Atemzüge. Mein Gott, wer doch auch so schlafen könnte, so fest und tief! Heinz hätte sich gerne auf die Seite hinübergelegt: die Schmerzen waren gar so unerträglich heute. Er machte einige vergebliche Versuche, dann seufzte er ergeben. Aber das Warten wurde ihm zu schwer, und nach einer Weile rief er noch einmal mit einer Stimme, in der Erregung mit Geduld stritt:

„Christiane!“

Diesmal hatte er nicht vergeblich gerufen. Noch ein tiefer, schnarchender Atemzug, dann sagte eine schlaftrunkene Stimme: „Gleich komm ich, Heinzemännle, gleich!“ Und das Auftreten zweier bloßer Füße wurde hörbar.

Wenige Minuten später kniete Christiane am Ofen der Krankenstube, die jetzt ein mattes Licht erhellte, und gleich darauf prasselte und knisterte es behaglich in dem traulichen Raum. Es war ein richtiges Krankenzimmer, ohne unnötigen Luxus, aber mit aller Bequemlichkeit ausgestattet, groß und lustig.

„Siehst du jetzt besser, Heinzemännle?“

Christiane beugte sich liebevoll über das kranke Kind und strich ihm die feuchten Haare aus der Stirn. „Jetzt mache ich dir noch ein Tägchen Tee, das tut dir immer gut, gelt?“

Der Knabe sah ihr mit seinen dunklen Augen träumerisch zu, während sie auf dem Nebentisch die Spirituslampe

anzündete, den Tee anbrühte und den duftenden Trank in die Tasse goß. Dann setzte sie sich zu ihm ans Bett, bereit, die Untertasse zu halten, während er trinken würde.

„Weißt du, Christiane, ich habe es eigentlich sehr gut“, sagte er nachdenklich; das Licht der matten Lampe fiel auf ein wunderschönes, durchgeistigtes Knabengesicht. „Gelt, ich hab' es gut?“ wiederholte er ein wenig ungeduldig; denn Christiane fand keine Antwort. Er sollte es gut haben, der kleine Dulder, der Tag und Nacht von Schmerzen geplagt war? Ihr Blick glitt über die magere Leidensgestalt; aber sie sagte nur: „Trink, Heinzemännle, trink, ehe der Tee kalt wird, und isz das Zwiebackle dazu.“

Heinz nickte und nahm den Zwieback in seine dünnen, blassen Finger. „Der schmeckt aber gut“, sagte er. „Ich glaub', ich werde schon ein bißle dider vom vielen Essen. Guß her!“ Und mit dem Daumen und Zeigefinger umspannte er das dünne Aermchen.

„Dider!“ Christiane lachte halb ingrimmig, halb mitleidig. „Bist ja nur Knöchle und Haut. Du mußt noch ganz anders essen, ganz anders, wenn du dider werden willst!“

Der Knabe trank in langsamen, wohligen Zügen, und Christiane sah ihm zu. Sie war eine große, derbknochige Person, die den neunjährigen Knaben mit der größten Leichtigkeit heben und umhertragen konnte; aber trotzdem mit einer weichen, linden Hand, die für die Krankenpflege wie geschaffen war. Früher Dienerin bei Heinzens Eltern, war sie seit deren Tode alles in allem für den Knaben. Die Eltern hatten ihr das Kind im Sterben auf die Seele gebunden, und sie wußten: eine treuere Pflegerin hätten sie nirgends finden können. Für Christiane war lebenslanglich vorgesorgt, und an Mitteln fehlte es nicht. Der Arzt, der zugleich Heinzens Vormund war, besuchte den kleinen Kranken täglich, dann war noch eine französische Mademoiselle da, um mit ihm zu lesen und ihn an den Tagen, wenn er freier von Schmerzen war, zu unterrichten, und die Köchin Babette. Aber am liebsten hatte Heinz seine Christiane. Sie war ihm alles. Von ihr hatte er auch viel vom süddeutschen Dialekt angenommen, er, das Kind norddeutscher Eltern, die wegen der Gesundheit ihres Einzigen in das mildere Klima gezogen waren. Sie ersehnte ihm Vater und Mutter und Geschwister, und ihr vertraute er die Regungen seiner Kinderseele an.

Einstweilen waren Heinzens Gedanken zu etwas anderem weggeschweift, und sein ausdrucksvolles Gesicht zeigte deutlich, wie sehr ihn dieses Neue beschäftigte.

„Christiane!“

Christiane gähnte, dann sah sie ihren Pflegling liebevoll an: „Ja, mein Heinzemännle?“

„Glaubst du — glaubst du, daß er morgen wieder hier vorbeikommt?“

„Wer?“ Christiane mußte ein neues Gähnen unterdrücken. Der dumme Schlaf! Und der Kleine vor ihr lag doch so wach da und sah sie mit großen klugen Augen erwartungsvoll an. „Der Herr Doktor? Der kommt doch alle Tage. Ist dir nicht gut, Heinzemännle?“

„Ach, du weißt doch, wen ich meine — der große Schulbub.“

„Der? Ja, wie könnt' ich das erraten? Und wie kann ich wissen, ob er morgen wiederkommt? Ich denk' schon, er ist doch in unser Nachbarhaus gezogen; da muß er ja alle Tag hier vorbei, wenn er in die Schule geht.“

Alle Tage hier vorbei! Das war eine herrliche Aussicht. Heinz leuchtete förmlich vor Freude und Erregung. Er wollte sich ein wenig aufrichten, sank aber mit einem Schmerzenslaut wieder zurück.

„Siehst du, Heinzemännle, das mußt du nicht tun, das war zuviel für dich, armes Lazursle, du! Komm, ich nehm' dich ein bißle in meinen Arm, so — das beruhigt dich immer — und sag' dir unsern Psalm vor; vielleicht, daß du dabei einschlafen kannst.“

Sie bettete ihn sanft an ihrer Brust und begann mit etwas eintöniger, feierlich klingender Stimme den 46. Psalm herzusagen:

„Gott ist unser Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns betroffen haben.“

Darum fürchten wir uns nicht, wenngleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sanken."

Noch ehe sie ihn beendet hatte, war der Knabe wirklich eingeschlummert. Sachte ließ sie ihn auf die Kissen nieder gleiten, deckte ihn sorgsam zu, ging mit unhörbaren Schritten, das Teegeschirr wegzuräumen und wandte sich dann nochmals dem Bett zu. Ein unsagbares Mitleid, das an körperlichen Schmerz grenzte, stieg in ihrer Seele auf.

"Herr, du mein Gott!" sagte sie und faltete unwillkürlich die Hände. "Du mußt ja wissen, warum du das tust; aber es ist hart — hart — und ich kann es fast nimmer mit ansehen." Dann trug sie die Lampe hinaus, löschte sie und legte sich geräuschlos ins Bett.

Am nächsten Tag war herrliches Herbstwetter, und Christiane schob den Rollstuhl mit dem kleinen Kranken ins Vorgärtchen, wo er die Straße und die Vorübergehenden sehen konnte. Um diese Zeit war es lebhaft in der sonst stillen Vorstadt, und die Schuljugend, die lachend und schwatzend oder auch sich jagend und balgend vorüberzog, erfüllte die stille Herbstluft mit ihrem lauten, fröhlichen Schall.

Heinz folgte dem Treiben der Knaben stets mit dem regsten Interesse; er, der keinen Freund, keinen Kameraden besaß, bewunderte und beneidete alle diese starken, zuversichtlichen Schulbuben, aus tiefster Seele und wurde nie müde, ihnen nachzuschauen, über sie nachzudenken und sich ihr Leben mit allen seinen herrlichen Freuden auszumalen. Einmal, nur ein einziges Mal, wie sie, die Absätze hinter sich aufwerfen, hoch in die Luft, seine Füße spüren in nerviger Kraft, einmal sich regen, laufen, mit den andern sich jagen, rennen, toben, schreien. Jetzt näherte sich auch der Schulbube dem Gärtchen, der eine, der Heinz' ganze Seele gewonnen hatte. Ein Prachtkerl, stämmig, stramme Beine, kurzgeschorenes Blondhaar, feste Blauaugen und Leben, warmes, kraftvolles Leben in einer jeden Ader. Einfach ein Prachtkerl.

Atemlos gespannt folgte Heinz allen seinen Bewegungen: jetzt steckte er die Daumen in die Riemen seiner Schultertasche, um sie zu lockern. Jetzt versetzte er mit der Faust einem Kameraden einen wohlgezielten Puff auf die Kehrlaute; nun verschlang er beide Arme über der Brust und erwartete so in Seelenruhe den Angriff dieses Kameraden, der, auf einem Beine hüpfend und die Arme ebenfalls verschränkt, mit aller Macht auf ihn einströmte und ihn trotz heftigen Anpralles kaum zu einem leisen Schwanken brachte. Wirklich, ein wahrer Prachtkerl!

Christiane, die ebenfalls mit zusah, trat ans Gitter. "Willst du nicht einen Augenblick zu meinem Heinzemännle hereinkommen?" bat sie. Der Junge hatte selbst ihr imponiert. "Heinzemännle würde sich so freuen, komm doch!"

Der fremde Knabe stuzte, sah unschlüssig auf seinen Kameraden und trat ein. Fast wollte es ihm auf den ersten Blick scheinen, als werde er zu einem kranken Mädchen geführt, so blaß war das Gesicht, so lang die dunklen Locken, die auf dem Kissen lagen. War es nicht auch eine Mädchenhand, die sich ihm jetzt zart und blau geädert entgegenstreckte?

Die beiden Knaben sahen sich eine Weile stumm an: Heinz, soviel Unerreichbarem, Herrlichem gegenüber, mit bewundernder Liebe und Heißhunger im Blick; der andere mit einem überwältigenden Gefühl — halb Mitleid, halb Grauen, mit Ekel gemischt, wie es sehr kräftige Kinder naturen Leiden gegenüber zu empfinden pflegen.

"Bist du — bist du krank?" entrang es sich diesem endlich mit rauher Stimme, der er sich vergeblich bemühte, einen weichen Ton zu geben.

"Ich bin sehr krank", erwiderte Heinz mit der etwas wichtigen Miene altkluger Kinder, "und ich hab' Tag und Nacht Schmerzen."

Der andere sah sich hilfssuchend um: das war doch zu schlimm. Ihm wurde ganz bang und schwül angesichts solchen Elends. Aber ein Entrinnen war nicht möglich: am Gartentor stand die fremde Frau, und das kranke Mädchen — oder war das da vor ihm doch ein Bub? Das sah ihn an, als wollte es ihn mit seinen Augen gewaltsam

festhalten. Darum entschloß er sich, noch einen Augenblick zu bleiben — aber nur einen Augenblick.

"Ich heiße Heinz und bin fast zehn Jahre alt; und du?"

"Siegfried, und werd' auch zehn."  
"So?" Augenscheinlich war der Gesprächsstoff ausgegangen. Siegfried fühlte, daß er nicht so gehen konnte, ohne noch etwas Verbindliches gesagt zu haben, darum fragte er: "Aber gelt, es wird jetzt bald wieder besser mit dir?"

"Mit mir?"  
"Ja, ich mein' so, daß du auch in die Schule gehen kannst und rumspringen."

Heinz schüttelte den Kopf. Er schaute sich nach Christiane um; die war auf einen Augenblick ins Haus gegangen. "Nein, das glaub' ich nicht," sagte er langsam. "Und in die Schule werd' ich nie gehen. Ich werde wohl bald sterben müssen."

Das kam Siegfried unerhört vor. Er wurde krebstrot im Gesicht und sah zu Boden. "Du — du — adje", brachte er endlich mühsam hervor, und im nächsten Augenblick lief er wieder draußen mit den andern Schulbuben um die Wette, während ihm Heinz mit schwimmenden Augen nachsah. Hatte, er etwas gesagt, das Siegfried gekränkt hatte, daß er so plötzlich, so unerwartet davongesprungen war?

Siegfried vermied es, in den nächsten Tagen an der Gartenpforte vorbeizugehen, und Heinzens sehnsüchtige Augen konnten ihn nur von ferne erblicken. (Schluß folgt.)



## Die alleinstehende Frau.

Eine Betrachtung über rechtlose Menschen von Hans Arnold.

Eine unverheiratete Dame meiner Bekanntschaft sagte einmal mit wehmütigem Humor zu mir: "Ich komme jetzt in die Jahre, wo alles, was ich leiste, zu wenig, und alles, was man mir leistet, zu viel ist!" Dieser Ausspruch ist mir lange nachgegangen und hat mich zu Gedanken über die Stellung der "alten Jungfern" veranlaßt, denen ich hier einmal Worte geben möchte!

Man hört jetzt oft und nicht mit Unrecht sagen: "Es gibt keine alten Jungfern mehr!" — Seit unsere Zeit und unsere Töchter sich zu der Erkenntnis durchgerungen haben, daß eine Frau sich ihre Tätigkeit schaffen kann und darf — daß es ihrer unwürdig ist, still zu sitzen und zu warten, ob ein Mann als erlösender Ritter an ihre Tür pocht, um sie — oft in viel größere Abhängigkeit zu führen, als sie im Elternhause oder im Alleinleben gekannt hat — seit dieser Erkenntnis hat das Wesen, das wir früher als "alte Jungfer" bezeichneten, aufgehört zu existieren! — Und das ist ein großes Glück! Denn eine Menge von Kräften und Leistungen, die jahrhundertlang gebunden schliefen, durchflutet jetzt in zahlreichen Berufen, in sozialer Fürsorge und erfolgreicher Tätigkeit die Welt, die solche Kräfte so dringend braucht und so dankbar zu verwerten gelernt hat! Das erkennt jeder denkende und vernünftige Mensch an.

Aber neben diesen befreiten Existenzen gibt es doch leider noch eine große Anzahl von unverheirateten weiblichen Wesen, denen es durch körperliche Zartheit, durch den Wunsch der Eltern und sonstige behindernde Verhältnisse unmöglich gemacht wird, sich auf den Kampfplatz des Lebens hinaus zu begeben und in der vielleicht strengen und scharfen, aber befreienden Luft des Strebens und des Wettbewerbes tiefe, erlösende Atemzüge zu tun, und es wird wohl immer solche geben, die darauf mit vielen andern zugleich verzichten müssen. Diesen gegenüber macht sich, wie ein trauriger Rest vergangener Tage, noch heute eine große Menge von verrotteten und gänzlich unwürdigen Anschauungen breit, die immer wieder den Versuch unter-

nehmen, das alternde oder alte Mädchen zu dem zu stempeln, was man als einen „rechtlosen Menschen“ bezeichnen könnte! Wer will das leugnen?

Wie oft hört und erlebt man im weiteren und engeren Familienkreise, daß die unzugestandene Empfindung herrscht, die unverheiratete Tochter und Schwester müsse eigentlich nur für andere Leute auf der Welt sein! Jeder in der Verwandtschaft fühlt sich der Alleinstehenden gegenüber verpflichtet und berechtigt, diesen Standpunkt zu betonen. Man mischt sich in die Gestaltung ihres Lebens, man gibt ihr unerbetene Ratschläge und Verhaltensmaßregeln. Laut und leise verwundert man sich, wenn sie eine Reise unternimmt, oder sich eine größere Anschaffung gestattet. „Sie könnte ihr Geld auch lieber für unsere Töchter zusammenhalten,“ sagte mir neulich eine Dame in voller Unbefangenheit, „die werden es einmal nicht zu reichlich haben!“ — Redensarten, wie „nun wird es aber Zeit, daß sie unter die Haube kommt!“ oder dergleichen wendet man dem älter werdenden Mädchen gegenüber in Gedankenlosigkeit oder boshaft öfters an. Wer hat noch nicht das geduldige oder unwillige Erröten eines solchen Opfers gesehen, das sich gegen diese plumpen Angriffe nicht wehren mag oder kann, ohne ein Stück seines innersten Empfindens, vielleicht eines wunden Herzens, preiszugeben, das von seinen Peinigern im besten Fall nicht verstanden, im schlimmern verlacht werden würde! Mit welcher Unbefangenheit verfügt man über die Kräfte und die Zeit der Alleinstehenden, und diese erntet meist nicht einmal eine Anerkennung dafür. „Sie kann ja froh sein, wenn sie sich nützlich machen darf!“ heißt es einfach. „Es ist jetzt unerträglich heiß in der Stadt“, sagt die Familienmutter, „und wir gehen an die See! Die Kinder können nicht mit. Meine Schwägerin kommt in der Zeit zu ihnen, da bin ich ganz beruhigt, sie ist ja nicht gebunden!“ Für die Tochter, die bei den alten, oft schon wunderlichen und kränklichen Eltern bleibt, hat selten oder nie jemand ein Wort der Anerkennung. „Wie gut, daß mein Schwester nicht verheiratet ist“, heißt es da, „wir wissen die Eltern so gut versorgt!“ Daß sich solch greisenhaftes Leben, Denken und Fühlen wie eine erstickende Schlingpflanze um die junge — oder doch noch nicht alte Tochter legt, daß sie ihre Wünsche, ihre Ansichten, ihre Tageseinteilung den Anforderungen der Eltern schweigend unterordnet und unterordnen muß, das wird als selbstverständlich angenommen! Und nie — oder doch höchst selten, wird es einer verheirateten Schwester, einer Schwiegertochter einfallen, zu sagen: „Jetzt reise du einmal auf ein paar Wochen fort! Ich werde zu den Eltern kommen und sie so behüten, daß du freien Herzens eine Zeitlang dir selbst leben kannst, auch einmal rennen, laufen und fliegen, innerlich oder äußerlich wie es deinen Jahren zukommt, nicht immer bloß kriechen und schleichen, um dich dem Schritt der Eltern anzupassen!“

Diese Rücksichtslosigkeit gegen das alternde und alte Mädchen erstreckt sich auf alle Gebiete namentlich auch auf die der Geselligkeit! Wer findet das Geringste dabei, wenn eine Frau von 30 bis 35 Jahren, die gut aussieht und gut tanzt, Bälle besucht und sich der Freude am Tanz hingibt? Tanzt aber ein Mädchen in diesem Alter, dann fehlt es nicht an ironischen Blicken und bitteren Bemerkungen: „Tanzt die immer noch?“ Man rechnet sich hämisch an den Sängern aus, wie viel Winter die Betreffende schon ausgeht, und hat dabei immer den entwürdigenden Hintergrundgedanken, daß ein Mädchen nur tanzt, um einen Mann zu bekommen, während man der Frau die harmlose Freude am Tanzen ohne weiteres zutraut und zugesteht! — Am schroffsten tritt diese so gänzlich unberechtigte Nichtachtung gegen die Unverheirateten bei jungen Frauen hervor. Unter zwanzig von diesen werden nicht zwei sein, die sich einem Mädchen vorstellen lassen, die beim Verlassen des Zimmers ihr den Vortritt durch die Türe gönnen, mag das Mädchen auch 40 oder 50, die Frau 20 Jahre alt sein! Man mag diese Dinge Kleinigkeiten nennen — sie sind es nur für den, der nie darunter zu leiden hat. Wer mit dem Gefühl kämpft: „ich stehe allein im Leben“, den wird jedes Steinchen, an das sein Fuß stößt, viel weher tun, als dem, der

einen Schutz zur Seite hat, so wie er ihn braucht! Was für ein Umding ist es z. B., daß beim Anordnen der Tischplätze in Gesellschaften das alternde Mädchen wie ganz selbstverständlich unter der Frau nachgesetzt wird? Entweder läßt man sie ganz ohne Tischherrn sich ihren Platz suchen, oder sie muß, ihm und sich nicht zur Freude, mit einem blutjungem Herrn zur Tafel gehen, der sich oft nicht die Mühe nimmt, seinen Mißmut zu verbergen, daß ihm keine jüngere Dame zuerteilt wurde. Ich habe von dieser Unsitte nur eine, allerdings um so schönere Ausnahme erlebt. Ein sehr vornehmer, sehr hochgestellter Mann, in dessen Hause zu verkehren sich die Besten der Gesellschaft zur besonderen Ehre rechneten, sagte mir einmal in einem Gespräch über gerade diesen Punkt: „Die geschmacklose Ungerechtigkeit gegen die alten Mädchen kommt bei mir nicht vor! Sind mehrere junge Frauen und ein altes Mädchen bei mir zu Gast, so führe ich das Fräulein ohne jede Rücksicht auf das Herkommen zu Tisch, und eine Schande ist es, daß ich mit diesem Gebrauch noch allein stehe!“

Das alte Mädchen hat es gewiß im Leben in vieler Weise sehr gut, besser, als zahllose Frauen, namentlich, wenn sie äußerlich so gestellt sind, daß sie unabhängig leben, daß sie eine feine, angeregte Geselligkeit in ihrem Hause sehen kann, daß sie reisen und zu Hause bleiben darf, wie es ihr beliebt — aber sie wird doch immer und ewig vieles entbehren müssen, was wir zum Besten im Leben rechnen: das gemüthliche Familienleben, den Schutz eines braven Mannes, die Liebe, der Kinder, und sie wird oft Stunden zu durchkämpfen haben, in denen sie fragt: „Wozu bin ich auf der Welt?“ Dies allein sollte schon ein Grund sein, daß man Rücksicht auf sie nimmt, und zwar besondere Rücksicht. Gerade denen, die keinen geschlichen Anspruch auf Ritterlichkeit haben, sollte jeder Mensch mit besonderer Ritterlichkeit entgegenkommen, denn auch Frauen können ritterlich sein! Gern und willig sollte man ihnen die Rechte zugestehen, die der Frau und dem Mann gebühren und auf die ein Mädchen doch wahrhaftig nicht zu verzichten braucht, weil sie keinen Mann bekommen — in sehr vielen Fällen, keinen gewollt hat. Denn es gibt zum Glück noch eine ganze Menge Mädchen, die Körbe austheilen — und eine ganze Menge Männer, die Körbe bekommen!



## Pflichtvergessen.

Ein Reiseerlebnis von J. C. Martin.

Sie kam in Shanghai an Bord des großen Lloyd-dampfers, der seinen Kurs nach Europa nahm. In der Schiffsliste war ihr Name mit Frau Holm angegeben. Die Dame gehörte zu jenen Persönlichkeiten, die auf den ersten Augenblick fesseln, und zwar nicht allein durch ein weltgewandtes vornehmeres Auftreten, sondern auch durch die bescheidene Art, mit welcher sie mit Untergebenen umzugehen versteht. Aber sie war eine sogenannte kalte Schönheit, und wer sie heimlich beobachtete, dem konnte ein gekünsteltes Wesen an ihr nicht entgehen. Es lag Berechnung in den kalten, schönen, nicht mehr jungen Zügen. Frau Dora Holm war nicht gerade geistreich, doch wußte sie auf englisch und in ihrer Muttersprache so angenehm zu plaudern, konnte so reizend von ihren Mitmenschen und deren Schwächen erzählen, daß man sie bald lieb gewann und sie rasch der „Star“ der Passagiere wurde. Ueber ihre Herkunft wußte man eigentlich nichts; ein schönes Weib, das erster Klasse in die Heimat zurückfährt, braucht ja auch keinerlei Rechenschaft abzulegen. Schiffsoffiziere und Oberstewards flüsternten sich freilich manches über Frau Dora Holm in die Ohren, doch sie blieb die verhätschelte Favoritin des Schiffes und wußte sich dieser Rolle vortrefflich anzupassen.

Die wenigen weiblichen Passagiere, die später in Hongkong und Singapore zustiegen, konnten ihren Glanz

nicht vermindern, und mit den neuen männlichen Mitreisenden stieg nur die Zahl ihrer Bewunderer.

Da trat ein besonderes Ereignis im nächsten Hafen, in Penang, ein. Der kleine Küstendampfer, die „Malaya“, brachte von der nahen Sumatranküste aus Deli mehrere holländische Tabakpflanzler, die bald nach Ankunft in Penang sich auf unserem großen Dampfer einschifften, um mit diesem die Rückreise nach Holland anzutreten. Unter ihnen befand sich ein Herr van Dam, dem der Ruf als reichster Pflanzler Sumatras vorausging. Er hatte die Reise nach Europa wiederholt gemacht, der Kapitän begrüßte ihn daher als alten, lieben Bekannten, und man begoß den Antritt der Heimreise sofort mit einer Bulle Sekt. Herr van Dam war in der Tat ein beneidenswerter Herr: in den besten Jahren, hübsch gewachsen, mit einem blonden Schnurrbart unter der römischen Nase, bei einem jovialen Wesen enorm reich und — unverheiratet! Letztere Eigenschaft machte ihn, besonders bei der Weiblichkeit, zum Löwen des Tages. Er hielt das Geld sehr locker in den Fingern, ging er doch nur zur Erholung und zum Vergnügen in seine Heimat, um nach drei Monaten zu seinen gewaltigen Besitzungen auf Deli zurückzukehren.

Die Schiffskapelle hatte von nun an jeden Abend „Freibier“. Sektgelage wechselten mit Bierfesten ab, und die teuersten Zigarren wurden kistenweise nach den abendlichen Dinern herumgereicht. Kurz, es profitierte ein jeder von dem sagenhaften Reichtum des Pflanzers. Da absolut nichts prozentehaftes in seinem Wesen lag, nahm man seine Spenden auch gern an, ohne an Revanche zu denken. Damen gegenüber war er sehr zurückhaltend, beinahe schüchtern, und als ihm Frau Dora vorgestellt wurde, war er sogar verlegen geworden.

Zwischen beiden entwickelte sich dessenungeachtet ein sehr eigentümliches Verhältnis. Ein jeder fühlte vom andern die gesonderte Machtstellung; sie durch ihre äußeren und gesellschaftlichen Reize, er durch seinen unbeschränkten Reichtum. Dieser Umstand mußte die beiden Sieger näher zu einander bringen, und man fand es als ganz selbstverständlich, daß Herr van Dam Frau Dora den Hof machte, daß sie am liebsten mit ihm an Deck promentieren ging und daß der Decksteward seinen Schiffsstuhl stets neben den ihrigen zu stellen wußte. Schon nach wenigen Tagen schwand die Befangenheit des Holländers, aus einem schüchternen, formenmenschen wurde ein auffälliger Verkehrer und Schwärmer. Seine javanischen Wirtschaftserinnen, welche bei ihm so häufig wechselten, zeichneten sich gewiß alle durch schöne Körperformen und leidliche Gesichter aus; die Vorzüge der Europäerin, die geistige Nahrung, die wie flüssig Silber über ihre schön geschwungenen Lippen floß, hatten sie ihm nicht zu bieten vermocht.

Die Begeisterung für die schöne Frau verwandelte sich in Hingabe, die Hingabe in Liebe. Und sie erwiderte als echte Tochter Evas alle seine Empfindungen. Durfte sie das nicht?

Die Flammen der Leidenschaft schlugen höher und höher. Die Passagiere beobachteten teils mit Neid, teils mit Erstaunen den Werdegang des neuen Werkes Amors. — Sie erzählte ihm einst, ihr Mann sei vor 4 Jahren als Kapitän eines kleinen Dampfers in einem Taifun in der Straße von Formosa mit Mann und Maus untergegangen und sie beabsichtige, zu ihrer alten Mutter nach Hamburg nunmehr zurückzukehren, worauf er ihr stumm die Hand drückte.

Der stolze Dampfer fuhr bereits den zweiten Tag im Roten Meere, 15 Tage waren also seit Penang verstrichen, da wurden die Passagiere der 1. Klasse mit einer großen Neugier überrascht. Ein jeder erhielt bei der Tafel ein gedrucktes Kärtchen:

Frau Dora Holm  
Herr Siegfried van Dam  
e. s. a. v.

Wohl selten ist an Bord ein Verlobungsfest so lustig und mit solchem Pomp gefeiert worden. Beide schwelgten in Glückseligkeit. Das Beglückwünschen wollte kein Ende nehmen. „Die haben sich wirklich gefunden“, „es kann wohl keine glücklichere Verbindung geben“, „wie doch das Schicksal spielt“, solche und ähnliche Ausrufe wurden laut.

Und der glückliche Bräutigam wurde nicht müde, die kostbarsten Weine und besten Sektmarken auffahren zu lassen. Wie der Obersteward später ausplauderte, stellten sich die Kosten des festes insgesamt auf ca. 4500 Mark.

Fortan lebten die Beiden nur für sich. Was haben doch Brautleute sich alles zu erzählen, wie vieles über die Zukunft zu besprechen! In diesen Tagen hatte Dora auch von ihren intimsten Verhältnissen gesprochen. Sie war nach dem Tode ihres Mannes zur Leitung einer englischen Kinderschule in S. berufen worden. Seitens der englischen Regierung mit Geldmitteln unterstützt, trat sie jetzt die Heimreise an, um in Hamburg ein Pensionat zu errichten. Nach den jüngsten Ereignissen würde sie aber gern darauf verzichten, ihre Mutter jetzt wiederzusehen, da sie mit ihr seit Jahren in Differenzen lebe und sich mit derselben durchaus nicht verstehen könne. Er zerstreute ihren Kummer und machte sie überglücklich mit der Eröffnung, er wolle mit ihr in Genua aussteigen, auf einige Wochen nach der Riviera gehen und dann direkt nach Amsterdam reisen. Dort, in seiner Heimat, sollte auch die Trauung stattfinden. Darauf war der Besuch eines fashionablen Seebades an der Küste Englands in Aussicht genommen und nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in London, Paris und Berlin wollte das junge Paar die Ausreise in die neue Heimat wieder antreten.

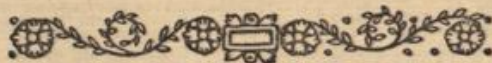
Dora schwelgte in Wonne und hing mit ihren Blicken an seinen Lippen. Hatte sie doch außer Hamburg nur wenige Hafensstädte während ihrer Seereise kennen gelernt. Welche Wendung bekam ihr neues Leben!

Unaufhaltsam jagt die Zeit mit dem Wandel der Dinge dahin. Der Dampfer legte nach einer herrlichen Fahrt in Genua an und unter Hurrarufen und Tücherschwenken verläßt ein beneidetes Brautpaar den sonnigen Hafen. —

Wir begleiten das Schiff noch bis Hamburg, woselbst es nach 12 Tagen wohlbehalten eintrifft. Größtend und mit dem gespannten Regenschirm in der Hand stehen die wenigen Menschen an der Pier, um heimkehrende Verwandte und Freunde zu begrüßen. Kaum sind die Seile festgelegt und die letzten Klänge der Kapelle verklungen, da löst sich aus der Menge ein Mann, der Kleidung nach dem Handwerkerstande angehörig, an der Hand zwei muntere Knaben, im Alter von 6 und 7 Jahren führend, und eilt die eben herabgelassene Schiffstreppe hinauf. „Ist Frau Dora Holm an Bord?“ fragt er halb schüchtern den herantretenden Obersteward.

„Hier ist niemand gleichen Namens“, antwortet dieser mitläufig, „fragen Sie in der ersten Klasse mal nach“. Und der Mann zieht die Kinder mit sich fort nach dem ersten Promenadendeck. Auf seine wiederholte Frage nimmt ihn der Obersteward bei Seite und flüstert ihm etwas ins Ohr.

„Kommt Kinder“, sagt der gebrochene Mann, „eure Mutter ist . . .“ und Tränen ersticken seine Stimme.



## Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Ein blinder Flieger neben dem toten Beobachter.

Ueber ein entsetzliches Drama, das sich in den Lüften abgespielt und in Ivern seinen tragischen Abschluß gefunden hat, weiß das „Petit Journal“ nach dem Bericht eines englischen Sanitätsfeldaten zu berichten, der dem Drama als Augenzeuge beigewohnt hat. Vor einigen Wochen sah der Sanitätsfeldat, der mit einigen Kameraden ein englisches Flugzeug beobachtete, wie das Flugzeug bedenklich schwankte und im Rückflug gegen die feindlichen Schützengraben steuerte. Unter dem lebhaften Feuer der Abwehrkanonen ging es schließlich zu Boden, um sich aber bald wieder zu erheben und seinen unsicheren Flug fortzusetzen, bis es zuletzt in den englischen Linien niederfiel. Als man hinsah, fand man den Beobachter tot, während der Führer, ein englischer Sergeant, noch schwach atmete. Als man ihn heraus hob, schrie er ängstlich auf: „Ich

bin blind, holt rasch den Kommandeur, damit ich ihm das, was ich beobachtet habe, als ich noch leben konnte, berichte!" Mit erstaunlicher Kaltblütigkeit erstattete der blinde Flieger dem Offizier, der ihm weinend zuhörte, den Bericht über die ausgeführte Erkundung. Dann erzählte er, daß er während der Fahrt plötzlich einen Schmerz im Ohr verspürt habe. Er glaubte zunächst, daß ihm durch das entsetzliche Getöse das Trommelfell zerrissen sei. Dann hatte sich ihm ein dichter Nebel über die Augen gelegt, für den er den Rauch verantwortlich machte. Er wandte sich deshalb an den Beobachter und schrie ihm zu: „Es ist ja auf einmal so dunkel“, erhielt aber keine Antwort. Er schloß daraus, daß der Gefährte wohl tot sei und schickte sich an, den Rückweg anzutreten. Mit einem Male schob ihm aber der fürchtbare Gedanke durch den Kopf: „Ich bin ja blind!“ Der Gedanke war ihm umso entsetzlicher, als er mit dem toten Beobachter hilflos in tausend Meter Höhe flog. In dieser verzweifelten Lage hörte er plötzlich eine schwache Stimme, die ihm, kaum hörbar, zuflüsterte: „Gehen sie rasch nieder.“ Es war die Stimme des Beobachters, der aus seiner tiefen Ohnmacht wieder zu Bewußtsein erwacht war. Der Flieger tat, wie ihm geheißen war. Als er sich nicht mehr allein fühlte, war ihm, der im ersten Augenblick vollständig zusammengebrochen und unfähig war, einen Entschluß zu fassen, der Mut wiedergekommen. So manövierte er denn nach den Anweisungen, die ihm sein Gefährte zurief: „Weiter nach rechts! Tiefer gehen! Wir sind —“ Das waren die letzten Worte, die er hörte; dann erstarrten die Worte in einem Wücheln. Der Flieger hatte noch die Kraft, nach den vorher empfangenen Anweisungen des sterbenden Beobachters, die ihm die Richtung nach den englischen Linien angedeutet hatten, weiterzukommen. So war er noch mit letzter Kraft bis in die englischen Linien gekommen, um wenige Stunden, nachdem er seinen Bericht erstattet hatte, im Lazarett zu sterben.

#### Unsere Kinder und der Krieg.

Bei Georg Müller in München erschien vor einiger Zeit ein Buch „Die Kinder und der Krieg“ (Preis gebunden 2 Mk.), das eine Sammlung von allerlei „Kinderworten“, Laten, Dörsen und Listen“ enthält, und das durch recht drollige Zeichnungen der Kleinen interessante Einblicke in ihr Seelen- und Geistesleben bietet. Einige Proben mögen dies näher beleuchten:

Ein neues Lied. Fischen, unsere eben Vierjährige, singt eifrig die zeitgemäßen patriotischen Lieder. In ihrem kleinen Gehirnchen mischt sich dabei oft das Neugelernte mit schon bekannten Liedern auf gar drollige Weise. So hörte ich neulich, wie sie sang:

„Eine Kugel kam geflogen —  
Setzt sich nieder auf mein Fuß!“ —

Leichter Sieg. Am Tage einer großen Siegesnachricht geht eine Dame mit ihrer vierjährigen Kleinen durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt. Lilly besieht sich mit vielem Interesse die lustig im Winde flatternden Fahnen. Zu Hause nimmt sie ihr eigenes schwarz-weiß-rotes Fähnchen und läuft andauernd lachend und singend durchs ganze Haus und ruft dann erfreut: „Sieh mal, Mütterchen, wie fein ich siege, meine Fahne flattert ganz toll!“

Sie „lügen“. Aus wird geschrieben: Ein neunjähriges Mädchen sollte im Religionsunterricht die zehn Gebote auf-sagen, blieb aber beim fünften stehen. Der Religionslehrer suchte ihm nachzuhelfen mit der Frage: „Nun, liebes Kind, was tun denn unsere Feinde, die Engländer und Franzosen, gegen unsere Soldaten?“ — „Sie lügen.“ war die prompte Antwort.

Das Gebet des alten Dessauers. Eine der bekanntesten neupreußischen Erzählungen ist die vom Gebet des alten Dessauers. Vor der Schlacht bei Kesselsdorf, da er in der Front ritt, den Hut abnahm, die Hände in den Desenknauf faltete und zum Himmel rief: „Lieber Gott! hilf uns! Oder wenn du uns nicht helfen willst, so hilf wenigstens den Schützen, den Feinden, nicht, sondern sieh zu, wie es kommt.“ Dazu schreibt der „V. J.“ ein Peler: Mein Junge kommt gestern aus der Schule und sagt: „Vater, kennst du das Gebet des alten Dessauers? Er sprach: Lieber Gott, hilf uns; aber wenn du nicht helfen willst, so bleib wenigstens neutral.“

Erleichtert. Eine Mutter erzählt: Auf dem Wege ins Geschütz, in Begleitung meiner kaum vierjährigen Luise, begegnet uns eine größere Anzahl Verwundeter. Klein Luise tritt auf einen der Krieger zu und fragt: „Ist da der Dindenhury dabei?“ Der Soldat (lachend): „Nein, mein Kind!“ Auf-atmend antwortet Luise: „Gott sei Dank, der muß erst noch Rußland erobern!“

Auch ein Standpunkt. In einer größeren Stadt des deutschen Ostens spielt die Jugend wie überall das zeitgemäße Spiel: Krieg. Einem Beobachter der Gefechte fällt auf, daß

die „Russen“ fast immer in der Ueberzahl sind. Er beschließt, der Sache auf den Grund zu gehen und fragt einen der Hauptlinge, wie das komme. Der grinst: „Sie wollen immer alle Russen sein, weil denen alles erlaubt ist: Spucken, Kraben, Beissen, mit Füßen stoßen und die Deutschen dürfen bloß bauen — die müssen anständig sein.“

Die häusliche Seeschlacht. Aus dem Badezimmer ertönt plötzlich großes Geschrei. Das gellende Trompetenstimmen der vierjährigen Hansi macht sich ganz besonders laut vernehmbar. Die Mutter stürzt hinein und fragt, was es da gibt. Worauf einer von Hansis beiden größeren Brüdern die Antwort gibt: „Wir spielen Sees'echt! Und die dumme Hansi will's Unterseeboot net sein! So oft mir I' untertauchen woll'n, plärrt I' als wie net a'heit!“ — „Und — um Gotteswillen! — wo ist denn der Karli?“ fragt die Mutter schredensbleich, indem sie nach dem verschwundenen Zweijährigen ausblickt. — „Dort hinten — in deiner großen Ruffschachtel! Den darf ma ja a net les'n — der is' — Torpedo!“

#### Luftige Ecke.

Als Pitt seine Uhr verloren hatte, begab er sich geradezu wegs zu seinem Freunde, dem Polizeiwachtmeister. „Mache dir keinen Kummer um deine Uhr“, sagte dieser, „wir werden jeden Stein in Köln umwenden, bis wir sie gefunden haben.“ — Pitt kehrte getröstet heim, um dort bald darauf seine Uhr wiederzufinden. Er begab sich sofort zu seinem Freunde zurück, um ihn davon zu unterrichten, und stieß auf seinem Wege auf einige Leute, die die Straße aufgruben, um Kanalröhren zu legen. Pitt stürzte auf den Vorarbeiter zu. „Lassen Sie nur das Umwenden der Steine“, rief er. „Ich habe sie schon wiedergefunden!“

Der Professor fragte den Studenten, wieviel von einer gewissen Medizin der Patient einnehmen sollte. „Einen Schöffel voll.“ antwortete der Jüngling. Nach einer Minute indessen hob er die Hand und sprach: „Herr Professor, ich möchte meine Antwort auf die letzte Frage ändern.“ — Der Professor zog seine Uhr. „Mein junger Freund.“ bemerkte er, „Ihr Patient ist schon seit vierzig Sekunden tot.“

Eine Mutter, die sich für die Zukunft ihrer Töchter verantwortlich fühlte, sprach zu einer von ihnen: „Anna, was sagte der junge Herr gestern abend zu dir, als er deinen Handschuh zunöpfte? Ich sah, daß er ziemlich erregt war.“ — „Ach.“ antwortete Anna, „er sagte, daß die Person, die den Handschuh so genäht hätte, daß er so schwer zuzug, aufgehängt zu werden verdiene.“ — „Meine Liebe.“ bemerkte ihre Mutter mit Nachdruck, „verschwende deine Zeit nicht mehr an diesen jungen Herrn.“

In einem Ehescheidungsprozesse behauptete die Frau, ihr Mann habe seit fünf Jahren nicht mit ihr gesprochen. Der Richter fragte den Gatten nach dem Grunde für dieses seltsame Gebahren und erhielt die Antwort: „Es war mir peinlich, sie zu unterbrechen.“

Ein berühmter Universitätsprofessor hatte die Angewohnheit, beim Gehen auf der Straße seine Schritte zu zählen, und ließ sich hierin durch nichts stören. Wenn ihn jemand auf dem Wege anredete, wiederholte er die auf den letzten Schritt fallende Zahl. Eines Tages sprach ihn ein Herr an, der ihn wohl von Ansehen kannte, aber über die Angewohnheit des Professors nicht unterrichtet war. „Ich bitte um Verzeihung.“ Herr Professor.“ sprach er. Der Professor blieb stehen und murmelte: „573.“ — „Dürfte ich eben ein Wort mit Ihnen reden?“ fragte der Herr. — „Sehr gern — 573.“ — „O nein, nur eine kurze Frage.“ — „Gut, 573.“ — „Sie sind sehr lebenswürdig, aber da ich weiß, daß Sie mit dem verstorbenen Doktor Braun gut bekannt waren, möchte ich mir die Frage gestatten, ob meine Annahme richtig ist, daß er jeder seiner Achten fünfshundert Dollars hinterlassen hat.“ — „Stimmt, 573.“ — „Und es sind vier Achten da, nicht wahr?“ — „Gewiß — 573.“ — Der Herr starrte den Professor an und murmelte dann: „573? Er muß verrückt sein!“ Wachte eine hastige Verbeugung und wandte sich zum Gehen. — „Nein, nein.“ rief der Professor und tat beim Neben einen Schritt. „nicht fünfshundertdreihundsechzig Achten — vier: 574.“

Ein Herr traf auf der Straße eine Gruppe von Knaben, die sich wegen eines Hundes zu streiten schienen, den einer von ihnen hielt. Er erkundigte sich, worum es sich handelte. Einer der Knaben antwortete, daß derjenige, der die größte Lüge erzählte, den Hund haben solle, aber sie könnten sich nicht darüber einig sein, wer die größte erzählt habe. „Meine liebe Jungens.“ sprach der Herr voll Ernst, „wißt ihr nicht, daß es sehr unrecht ist zu lügen? Als ich ein Knabe war, habe ich niemals gelogen.“ — „Hier, Sie kriegen den Hund.“ sagte der Knabe, der ihn hielt.